

## INTERVIEW MIT MONIKA STOCKER

## «Problemlösungen zusammen entwickeln»

Das Interview führte Beat Schmocker.

Herzlichen Dank, Monika Stocker, dass Sie sich für dieses Interview zur Verfügung stellen, vor allem auch, dass Sie den Weg von Zürich hier an unsere Schule auf sich genommen haben. Wie gesagt möchte ich Sie in Ihre Luzerner Zeit zurückführen, und auch in die Fribourger Zeit davor vielleicht. Beginnen möchte ich aber mit der Frage: Wie sind Sie überhaupt zur Sozialen Arbeit gekommen? Ich bin über die Jugendarbeit zur Sozialen Arbeit gekommen. Ich bin im Blauring und Blauring-Führerin gewesen, war in Blauring-Lagern. Wir haben Projekte gemacht, zum Beispiel Stadterkundungen. Aufgewachsen bin ich in Aarau, einer überschaubaren Stadt. Wir haben beim Blauring alte Leute besucht und Sachen verkauft, zum Beispiel irgendwelche Guetzli, für Spitexdienste, die damals aber noch nicht so hiessen. Ich glaube, das Soziale war vor allem in meiner Jugendzeit sehr wichtig. Und mein Vater war Kripo-Chef. Dadurch bin ich zu Hause natürlich sehr konfrontiert gewesen mit der «anderen Seite», also mit dem Schrecklichen und so. Und ich habe auch mit meinem Vater gestritten: Weshalb kommt ein Mensch dazu, einen anderen zu schlagen? Also ich glaube, es ist ein persönliches Hineinwachsen gewesen. Ich wollte aber, auch aus familiären Gründen, nicht an die «Soz» in Zürich, sonst hätte ich pendeln müssen. Ich wollte weg von zu Hause. Aarau war mir zu klein, und die Familie und so. Und dann habe ich in einem Lokalblatt zufällig einen Artikel von Anton Hunziker gesehen über die Ausbildung in Fribourg. Da habe ich gedacht: Das ist es. Ich habe die Unterlagen kommen lassen und habe mich dort angemeldet. Und dann bin ich gleich nach der Matura, die ich im März machte, im April nach Fribourg gegangen. Das war 1968, im berühmten Jahr 1968. Das hatte natürlich auch einen Einfluss, wie ich Soziale Arbeit wahrgenommen habe. Und wie ich die Uni wahrgenommen habe. Ich bin als

relativ braves Mädchen nach Fribourg gekommen, und das Erste, was ich hörte, war, dass man Einschreibestreik mache. Die Uni erhöht die Gebühren, also streiken. Da dachte ich: Aha, so geht das.

Es war also nicht ganz so, wie Sie es sich vorgestellt hatten mit dem Studium. Wie war das mit der Sozialen Arbeit? Ich bin da in eine Gruppe gekommen von Sozialarbeitsstudentinnen und -studenten, wo ich mich sehr wohl fühlte und wo wir viel diskutierten. Auch viele ausländische Studentinnen und Studenten waren darunter, vor allem Deutsche. Ein paar wenige kamen aus Drittweltländern, wie man damals noch sagte. Weil die Uni Fribourg Stipendien vergeben hat. Und das war spannend – überhaupt die Situation 1968 an den Universitäten. Und ich bin dann beim Lehrgang Soziale Arbeit an der Uni Fribourg Menschen begegnet, die später eine Rolle spielten. Eben beispielsweise Anton Hunziker, Othmar Aregger, Werner Ziltener und damals noch Herbert Buess. Das sind so vier wichtige Figuren gewesen, wichtig vor allem im Entwickeln, was spezifisch Soziale Arbeit ist. Wir hatten Juristen, Theologen, Mediziner, Psychologen in den Vorlesungen. Wir mussten in den Seminaren mit diesen Leuten selbst herausfinden und entwickeln, was Soziale Arbeit wirklich ist. Es ist nicht einfach angewandte Juristerei, es ist nicht einfach etwas angewandte Psychologie, sondern das Eigene. Und dort hat mich natürlich Anton Hunziker stark geprägt, und er tut es nach wie vor. Sein Schema, auch sein Wissen über die USA, der Lehrplan, den er entwickelte und der danach an der Schule Solothurn umgesetzt wurde: Das hat mich überzeugt. Und man hat gewusst, Wissen – Können – Haltung, das war mehr als nur ein Slogan. Man muss lernen, man muss können – Gespräche führen und so – und man muss eine Haltung haben. Und das ist in den Seminaren diskutiert, debattiert und auch kritisch hinterfragt worden. Denn die 1968er haben natürlich rübergeschwappt, also Kapitalismuskritik, Vietnam. Dann war Fribourg ja auch eine Theologische Hochschule. Und die Pápste und die Pille und all das Zeug. Wir haben dort auch viel diskutiert im Studentinnen- und Studentenfoyer. Das war eigentlich von Theologen geführt, aber es war eine ganz offene Denkwerkstatt. Das ist gut gewesen.

Welche Rolle spielte – nebst den Leuten, die Sie als wichtig bezeichnet haben – Montalta? Eduard Montalta war quasi der Übervater. Er war uns sehr wohlgesonnen. Er hat aber immer gedacht: Was machen die bloss in der Sozialen Arbeit? Für ihn war ein pädagogisches Prinzip leitend. Er hat Heilpädagogik gefördert, das hat ihm eingeleuchtet. Sprachtherapie, Legasthenie und so. Da ist er führend gewesen und hat viel Offenheit gezeigt. Aber Soziale Arbeit, das war ihm etwas unheimlich. Und ich war – natürlich mit meinem Temperament – schon nach dem 1. Semester Fachschafts-Sprecherin. Und habe dann mit diesen Herren – also mit Montalta, aber auch mit Pfürtnner, der war Dekan damals, und da war noch ein Anthropologe, also alles Dominikaner – zu tun gehabt. Und ich musste mit denen diskutieren und die haben das mit der Sozialen Arbeit nicht verstanden. Und ich habe dann natürlich einen missionarischen Drang entwickelt. Ich wollte ihnen zeigen: Das ist das Kommende. Schon ein paar Jahre zuvor hat man schon probiert, das unter dem Titel Caritas-Wissenschaft an die Hochschule zu bringen. Das hätten sie sich noch eher vorstellen können, mit dem diakonischen Verständnis und so. Aber Soziale Arbeit war für sie speziell.

Die «Theorie und Nomenklatur der Sozialen Arbeit» von Anton Hunziker, das war doch eine – für die damalige Zeit – herausragende wissenschaftliche Grundlage für die Soziale Arbeit. Hat das nichts genutzt für das Verständnis dieser Herren? Ja. Die hat Ordnung geschaffen im Denken.

Hat aber auch nichts genutzt ... Nein, weil er letztlich nicht akzeptiert war bei diesen grossen Professoren. Das hat man schon gemerkt. Er ist halt wie alle anderen auch. Das sind Dozenten gewesen und die machen jetzt da in dieser Ausbildung mit. Aber dass man das Gefühl hatte, das sind Professoren nach allen Regeln der Kunst, dies war, glaube ich, nie möglich. Und Anton Hunziker – ich habe ihn halt immer so erlebt, dass er eifrig war. Er hat immer einen Schritt nach vorne gemacht, und dann noch einen und noch einen. Das Hochschulgemauschel hat ihn manchmal auch etwas genervt. So habe ich ihn erlebt.

Sie haben bis 1973 in Fribourg studiert und sind nach Luzern an die Fürsorger-Abendschule gekommen. Diese Schule war

ja eng mit Fribourg verbunden, ganz abgesehen von den Leuten, die hier wie dort tätig waren ... Ja, ich hatte in Othmar Aregger und Herbert Buess zwei Dozenten, die in Luzern aktiv gewesen waren. Herbert Buess war bei der Caritas gewesen und Othmar Aregger hat die Fürsorger-Abendschule geleitet. Ziltener hat sich nach Solothurn begeben, mit anderen wie Urs Balmer und Herbert Frutiger. Das war dann eine Gruppe, die mit Anton Hunziker zusammen die Schule in Solothurn anvisiert hat ...

... und Othmar Aregger hat Sie also nach Luzern gelockt? Ja, und ich habe ja schon in Hergiswil ein Praktikum gemacht, im Heim für ledige Mütter, im Alpenblick, 1970, ein halbes Jahr. Und unter anderem war es meine Aufgabe, ein Konzept zu entwickeln, um es schliessen zu können. Denn 80 Säuglinge und Kleinkinder an einem Ort – das war schon damals auch nicht mehr die Pädagogik. Und ledige Mütter auch nicht. Und ich machte dann meine Diplomarbeit über dieses Konzept. Und man sagte dann, dass es kleinere Einheiten geben müsse und dass man früher entscheiden müsse, wo die Kinder hinkommen. Ob sie bei der Mutter bleiben können oder in Pflegefamilien platziert werden müssen und so weiter. Es ist also auch regional für mich ein Arbeitsort geworden. Und schon während ich da hinten gewesen bin, hat mich Othmar Aregger mal eingeladen und gesagt, dass er jemanden suche. Sie bräuchten Leute, welche die Studierenden, die Praktika suchten, in die Praxis begleiten. Ob ich nicht Lust dazu hätte? Und ich sagte, ich müsse ja wohl zuerst das Diplom haben. Und wie es so ist, er hat mich überzeugen können und ich bin nach dem Praktikum in Hergiswil bereits im Herbst 1970 in die Fürsorge-Abendschule als Mädchen für alles eingestiegen, habe auch geputzt und Kaffee gemacht. Aber auch Unterricht gegeben und Stundenpläne gemacht. Halt wie dies damals üblich war – man hat einfach mal pragmatisch angefangen. Und so bin ich da reingekommen.

Und da hatten Sie auch mit dem Verein Bildungsstätten zu tun ... Ja, ich habe dann sehr viel mit Toni Vonwyl gearbeitet, er war Präsident. Ich habe also mit diesen Dozenten, die Othmar auch einfach zusammensuchte, teilweise in Fribourg, teilweise anderswo, zum Beispiel Max Hess – es sind eigent-

lich viele gute Dozentinnen und Dozenten zusammengekommen und es war auch lustvoll – zusammengearbeitet. Für mich war das auch die Abendschule, das gab Nebeneinkommen, das muss man klar sagen, und zwar damals steuerfrei. Und ich habe das Gefühl gehabt, es sei ein ganz pragmatischer Weg, den die Abendschule da ging. Die Tagesschule Hitzlisberg hat das mit Skepsis angeschaut. Da hat man natürlich gesagt, das sind die Roten, und das sind die Richtigen [Anmerkung: die «Roten» sind im Kanton Luzern (damals) die Katholisch-Konservativen]. Die gibt's schon länger und die sind wirklich katholisch. Und frauenorientiert, obwohl dann auch dort Männer kommen konnten.

Und der Verein Bildungsstätten, die Christlich-Sozialen ... Ja, und eben, Toni Vonwyl ist dann schon wieder weitergegangen. Anton Hunziker hat dann bereits das Konzept gemacht für die Akademie für Erwachsenenbildung. Und Toni Vonwyl hat das politisch durchgeboxt. Das war eine sehr kreative Zeit damals. Es war auch eine Konkurrenz da, aber keine destruktive. Man ist immer wieder zusammengesessen und hat geredet. Ich hatte schnell eine relativ wichtige Rolle und auch in vieles hineingesehen. Und es hat mir auch Spass gemacht, bei diesen Entwicklungen dabei zu sein. Dort habe ich eigentlich noch fast mehr als an der Uni das Gefühl gehabt, dass man da einen ganz pragmatischen Weg mit der Entwicklung der Sozialen Arbeit sucht. An der Uni hatte man immer etwas den Ehrgeiz, mit den grossen Koryphäen korrespondieren zu können. Aber an der Abendschule, da sind andere Leute da, Leute aus der Praxis, zum Beispiel Romy Dormann, die war Schuhverkäuferin und ist in die Abendschule gekommen und hat noch während der Ausbildung als Sozialarbeiterin gearbeitet. Oder so Leute, die bei einer Krankenkasse angestellt waren und dort als Krankenbesucher arbeiteten und merkten, dass sie lernen mussten, wie man mit den Leuten sprechen muss. Und dann sind sie an die Abendschule gekommen. Ich habe dort auch gemerkt, dass man nicht einfach Vorlesungen halten konnte über Gott und die Welt, sondern man musste die Studierenden abholen aus dem Alltag, wo sie herkamen. Einen hatten wir, der kam dreimal pro Woche aus dem Tessin am Abend. Er hatte ca. drei Stunden Anreise und war jeweils morgens um halb zwei wieder zu Hause. Das hat einen ir-

gendwie dazu verpflichtet, etwas Gutes, also praktisch Anwendbares zu bieten. Und ich glaube, diese Abendschule hat ein wenig zusammengeschweisst und man hatte das Gefühl, Soziale Arbeit bedeutet, das zu tun, was zu tun ist.

In den Unterlagen von damals liest man auch immer wieder, dass man für die Fürsorger-Abendschule Leute gesucht hat, die schon in der Praxis waren, und dass man diese Leute in der Praxis der Fürsorge – oder eben diese Fürsorgepraxis in den Städten und Dörfern – «professionalisieren» wollte. Die haben als politisch Verantwortliche erkannt, dass eine Professionalisierung in der Fürsorge stattfinden muss. Aber sie haben auch erkannt, dass das pragmatisch Umsetzbare nicht ohne fundierte Theoriearbeit geht. Und in diesem Zusammenhang spielte Fribourg eine Rolle: universitärer Stoff, eine akademische Herangehensweise an die Soziale Arbeit – was damals in der Tagesschule/Frauenschule überhaupt noch kein Thema gewesen ist. Auch die amerikanische Literatur zur Sozialen Arbeit. Dies hat man immer wieder diskutiert, nicht feindselig, aber da war doch immer eine Spannung vorhanden zwischen der Frauen- und der Abendschule. Absolut, ja.

Inwiefern war das auch eine «theoretische» – nicht nur ideologische – Spannung? Inwiefern hat sich dieser Theoriehintergrund im Verhältnis der beiden Schulen widerspiegelt? Ja, also ich habe immer noch ein Gefühl für diese Spannung, dies ist jetzt aber auch ein rückblickendes Gefühl und dies kann manchmal natürlich auch etwas erklären. Ich glaube, die Frauenschule war sehr auf Haltung aus: Eine Sozialarbeiterin oder eine Fürsorgerin oder ein Fürsorger ist so und so. Und die Abendschule, die ist politischer gewesen, auch emanzipatorischer, wenn ich jetzt so zurückschaue. Natürlich auch wegen Toni Vonwyl, der durch und durch ein Sozialpolitiker war. Und Max Hess ja auch, der sagte, dass das Vormundchaftswesen oder eigentlich dieser obrigkeitliche Staat durch die Soziale Arbeit durchbrochen werde. Dies war auch ein «Strang» von Anton Hunziker. Und dies hatte natürlich, wie vorhin erwähnt, mit Amerika zu tun. Dass man dort die Philosophie vom obrigkeitlichen Staat nicht so hatte wie in der Schweiz zu Beginn des letzten Jahrhunderts; auch

das Sozialwesen war nicht primär staatlich. Viele der sozialen Einrichtungen bei uns sind ja aus dem paternalistischen Fürsorgegedanken heraus entstanden: Man hilft, aber die Leute müssen sich auch ordentlich verhalten («au ordeli tue»). Und bei der Abendschule, das war meine Wahrnehmung und das hat mir natürlich gefallen, auch mit dem Geiste von 1968: «Hey, wir selber tun es.» Also man kann es gestalten. Und ich glaube, da hatten wir die Freiheiten, mit Toni Vonwyl und auch mit Othmar Aregger, dass es etwas werden durfte mit der Sozialen Arbeit. Das habe ich schon auch geschätzt. Dies war ein wenig anders als an der Tagesschule, in meiner Wahrnehmung.

**Redete man miteinander?** Ja, auf jeden Fall. Wir – also die beiden Schulen – haben sogar einen formellen Zusammenschluss gemacht, der sich «Zentralschweizerische Arbeitsgemeinschaft für Soziale Arbeit, ZENTAS» nannte. Später kam dann auch noch die Heimerzieherschule dazu. Und dann natürlich die Studentinnen- und Studentenorganisationen dieser Schulen, das hat es damals natürlich gegeben aus den 68ern heraus.

**Das wäre dann also so was wie die erste Fusionierung gewesen ...** Ja. Und dort haben wir natürlich schon gewirkt, ich habe dort «natürlich» das Präsidium übernommen und habe relativ keck gesagt, dass wir jetzt da einen Vorstoss machen müssen oder dort und dort reklamieren. Es hat viele Freiheiten gegeben für dieses «Politische».

**Ich möchte nochmals zurück zur Abendschule, zum «Theoretischen».** Diese wissenschaftliche Art, mit der Sozialen Arbeit umzugehen, also beispielsweise diese Nomenklatur ... Ja, diese war obligatorisch bei uns an der Abendschule. Aber man musste auch immer etwas aufpassen, wie viel Lektüre man gibt. Denn an der Abendschule waren es ja berufstätige Leute, die da studierten. Aber man war eigentlich ziemlich strikt und hatte schon so Standardliteratur, eben alles, was später auch im Lambertus gekommen ist, Case Work, Community Work, so Sachen hat man gelesen. Und die Studierenden mussten dazu auch kurze Arbeiten schreiben. Natürlich hat man auch Gesprächsführung sehr stark trainiert. Klar, da war auch das

amerikanische Psychotherapie-Modell noch sehr verbreitet, man hat es aber auch etwas überwunden, dünkt es mich. Man hat Gesprächsführung gemacht, die einfach brauchbar sein musste – also nicht therapeutisch bis ins Letzte, sondern so, dass der Klient oder die Klientin merken konnte: Ich werde gehört. Das war auch sehr pragmatisch, würde ich sagen. Man kann nicht sagen, die Abendschule habe genau die und die Lehre gehabt, das wäre wahrscheinlich völlig übertrieben.

**Und der politische Hintergrund im weitesten Sinne, also die CSP und CVP ...** Dies hat sicher auch eine Rolle gespielt. Also die CSP, eben das waren die Linken, der Vonwyl, der war immer noch im Grossen Rat. Othmar Aregger ging natürlich auch eher in diese Richtung. Anton Hunziker konnte ich politisch nie genau einordnen. Ich glaube, er hat sich auch nie politisch einordnen lassen, er war der Experte. Vielleicht würde man heute sagen, es sei ein Liberaler, aber in einem guten Sinne. Für ihn war es einfach wichtig, Freiheit zu haben, um weitergehen zu können. Er hat ja dann beispielsweise auch noch die Sarnen Schule gemanagt und entwickelt. Er war in dem Sinne auch Sozialpolitiker, aber wahrscheinlich nicht in einem parteipolitischen Sinn.

**Und Josy Meier? War die zu Ihrer Zeit noch präsent im Verein und an der Schule?** Sie habe ich kaum gespürt. Sie wurde ja 1971 relativ früh gewählt. Und dann war sie in einer anderen Liga, wenn ich das so sagen kann. Aber geholfen hat das dem Verein wohl schon.

**Toni Vonwyl hat ganz ursprünglich einmal von einer «Akademie für Soziale Arbeit» geschrieben. Das war ja der Gründungsgedanke für alles Weitere ...** zum Beispiel für die Akademie für Erwachsenenbildung ... Aber mit dem Grundgedanken der «Akademie für Soziale Arbeit» ist auch innerhalb des Vereins «Bildungsstätten» ein Nach-oben-Nivellieren gemeint. Es hat ja dann die SASSA gegeben. Und dort wurde immer wieder gesagt, das müssen wir miteinander und nicht einzeln machen, Vorstösse und so, wie es halt so ist. Und die Idee für die «Akademie für Erwachsenenbildung» war dann etwas Einzigartiges, wenn man so will. Man hat dem bewusst den Titel «Akademie» gegeben, weil man dort noch mal etwas

andere Leute wollte – zum Teil Leute, die schon im Hochschulwesen gewesen sind oder sich noch professionalisieren wollten. Diese hat man dann in die «Erwachsenenbildung» geholt.

Toni Vonwyl ist – andere zwar auch, aber bei ihm finde ich das so faszinierend – als nicht ausgebildeter Sozialpolitiker an verschiedenen Kongressen gewesen, an Weltkongressen der Sozialen Arbeit ... Ja, es hat ihn gepackt. Ich habe immer das Gefühl gehabt, er habe so ein «feu sacré» für die Soziale Arbeit. Und es hat ihn auch aufgeregt, diese – wie man heute sagen würde – bürokratische Reglementiererei. Er hat wahrscheinlich das Gefühl gehabt, dass Soziale Arbeit jeder kann, der das will und sich einsetzt und der lernt; Soziale Arbeit sei nicht etwas, wo man Schranken machen müsse. Ich glaube, die Akademisierung von heute würde ihm wahrscheinlich etwas auf den Magen schlagen. Er selbst war natürlich ein Selfmademan. Und er hat so viel bewirkt. Er ist das perfekte Beispiel, dass es geht. Und er war natürlich ..., gut, das war auch etwas der Zeitgeist, man hatte das Gefühl, wir bringen diese Welt in Ordnung. Das ist so 60er-, 70er-Jahre. Die Nachkriegszeit war vorbei, der Wohlstand war wieder plus/minus da. Jetzt musste es vorwärtsgehen. Und da hatte man, heute würde man Illusion sagen, aber es war eine Vision. Und diese hat er natürlich damals schon ganz klar gesehen, auch dass diese eine globale ist. Und dann kam noch der spätere Caritas-Direktor Fridolin Kissling hinzu, der dies auch so sah. Er hat auch gefunden. Der hat die «Akademie» realisiert und hat sie geleitet, und die Caritas hat Starthilfe gegeben und weiss nicht was alles. Aber auch ihm war immer klar, das muss global sein. Ich glaube, er ist auch viel gereist, wie Vonwyl, schon als man das noch nicht so machte.

Ja, und eine andere starke Figur – leider habe ich ihn nie persönlich kennenlernen dürfen – ist oder vielmehr war Werner Ziltener ... Ja. Er war für viele Personen eine starke Figur. Was er nicht gewesen ist: ein Struktur Mensch. Wenn man Othmar und Werner vergleicht: Othmar konnte sich darstellen, konnte vorne hinstehen, Werner nicht. Er hätte es vielleicht gekonnt, aber er hat es nicht gemacht. Und zum Beispiel

Franz Hunziker: In Fribourg hat Werner mit den Studierenden ganze Wochenenden lang an Themen gearbeitet. Er war sehr wichtig für sie. Aber er war nie einer, oder ich habe ihn nie so erlebt, der in den Vordergrund kommt. Und quasi die Definitionsmacht hat.

Ja, ich habe manchmal auch den Eindruck, dass Werner dem Hunziker zugeeignet hat. Auch. Ja. Und nicht nur ihm. Er war sehr dienstfertig. Er war fachlich sehr fundiert und persönlich sehr committed, aber nicht der «Showman», um es mit einem Schlagwort zu sagen. Und dann glaube ich, darf man auch sagen, war zwischen Othmar und ihm eine Konkurrenz da. Das gibt es ja auch.

Werner Ziltener ist dann ja auch nach Solothurn gegangen ... Ja, und dort hat er glaube ich eine ganz wichtige Rolle gehabt.

Aber jetzt wieder zurück zu Ihnen. An der Fürsorger-Abendschule hatten Sie oder ihr ja nicht mal ein Büro ... Ja, also der Platz am Blumenweg war ja schon knapp ...

... und fixe Schulräume hat es auch keine gegeben. Nein, wir hatten an der Kanti, zuerst in der alten, dann in der neuen, am Alpenquai Schulräume, die uns zur Verfügung standen. Und wenn wir Wochenendkurse hatten, ist man irgendwohin in ein Bildungszentrum gegangen. Das hat man auch alles organisieren müssen. Dies war auch noch ein wenig mein Job.

Also von dieser Warte aus: Hitzlisberg. Waren Sie da nicht manchmal neidisch? Das ist so etwas wie ein Mutterhaus gewesen. Da ist man hin. Und dann war alles, was gewesen ist, dort. Und die Abendschule, die brauchte ihre Vernetzung, eben zum Beispiel in die Kanti, aber auch mit gewissen theologischen Häusern, wo wir manchmal Räume bekommen haben, zum Beispiel im Priesterseminar St. Beat [heute befindet sich die Caritas-Zentrale dort]. Es war ein offeneres Modell.

Wen haben Sie von der Tagesschule noch in Erinnerung? Ich habe natürlich Lucy (Luzia Ammann) gekannt, und Schwester Eugenia Pia auch noch, aber nicht nahe. Lucy war in dieser ZENTAS, dort hatten wir ein wenig Kontakt. Aber ich bin nicht

nahe gewesen, seltsamerweise. Es war wirklich eine Trennung. Ich bin beispielsweise der «Akademie für Erwachsenenbildung» oder der Caritas und den Leuten dort näher gewesen als denen im Hitzlisberg. Das war schon ein bisschen das Mutterhausprinzip: Entweder du bist eine von denen oder eben nicht. Und Franz hat ja Theologie gemacht und ist während seiner Praktika ein paar Vorlesungen besuchen gegangen, er durfte in den Hitzlisberg rein. Und er sagte schliesslich Nein. Und dann ist er nach Fribourg gekommen – dort haben wir uns kennengelernt. Er hat das auch immer gesagt: Im Hitzlisberg gehörst du dazu oder nicht. Da kannst du nicht hineinwachsen. Das ist vielleicht so ein wenig das Gefühl gewesen ...

... so das für sich Abgeschlossene oder das Ausbildungsmodell. Ja, ich denke. Ich weiss nicht, ob es Parallelen gibt zur Krankenpflegeausbildung. Wo auch so ein wenig ... Bei den St.-Anna-Schwestern – das war nicht einfach nur eine Ausbildung, sondern eine Haltung, eine Glaubenslehre fast. Und das waren natürlich andere Ausbildungsstätten nicht mehr, die neu dazukamen.

Gehen wir mal von den Schulen weg. Wie würden Sie die Soziale Arbeit von damals charakterisieren? Es war ein Problemlösungsprozess. In vielen Fällen, in vielen Feldern.

Damit sagen Sie, dass es eine Technik ist? Ja, fast eher.

Keine Profession? Mhm, noch wenig. Eben die ZENTAS hat das versucht. Oder die SASSA natürlich, oder die Berufsverbände. Aber das Selbstverständnis der sozialen Schulen ... Ich glaube, da war noch nicht das Professionsverständnis im heutigen Sinn vorhanden. Vielleicht eher bei den Schulen, die neu dazugekommen sind. Es war eher das Verständnis eines Dienstleistungsberufs, eines zwar wichtigen, den man fördern und bekannter machen wollte. Eben, im Sinn wie bei der Abendschule, dass es überhaupt Professionelle braucht, in den Gemeinden beispielsweise, wo es einfach die Gemeinbeschreiber oder solche Leute waren, die Sozialhilfe gemacht haben. Oder eben in den Firmen. Das sollte professioneller gemacht werden. Ich glaube, das mit der Profession ist später

gekommen, in meiner Wahrnehmung, so Ende der 70er-Jahre, als man das Gefühl hatte, hei, es braucht auch ein professionelles Selbstverständnis.

Könnten Sie mir das etwas nachzeichnen, wie sich diese Entwicklung abwickelte, so, wie Sie das erlebt haben? Erstens: Mit einmal hat es mehr Sozialarbeitende gegeben. Das ist, glaube ich, auch das Prinzip der Masse. Plötzlich war dies ein Beruf, den man kannte. Vorher hatte es Fürsorgerinnen gegeben, Gemeindefürsorgerinnen, kirchliche Helferinnen. Und danach hat man von Sozialarbeitern und Sozialarbeiterinnen gesprochen. Ich glaube, das ist schon auch ein Kriterium für die Professionalisierung, dass man den gleichen Begriff nimmt für ähnliche Dienstleistungen. Und das ist teilweise auch auf Widerstände gestossen. Es wurde dann natürlich, nach 1968, alles, was mit Sozial und Soziologie zu tun hatte, etwas in die Ecke gedrängt. Aber nur bei den einen. Und bei den anderen ist dann wirklich auch ... Man hat zum Beispiel angefangen, das Sozialhilfegesetz neu zu schreiben. Zum Beispiel im Kanton Zürich. Das alte Fürsorgegesetz ist abgelöst worden in den 70er-Jahren, ich glaube, so 1976/77 und 1979. Und dort hat man dann schon von Sozialarbeit gesprochen. Es war auf verschiedenen Ebenen gewesen, also in den Schulen, aber vor allem auch in den Praxisfeldern. Es ist bekannter geworden und der Begriff hat sich gefüllt. Man hat dann auch Stelleninserate gesehen, wo es hiess: Sozialarbeiterin gesucht. Also nicht mehr einfach: Wir suchen eine Helferin, oder so. Ich glaube, das waren so verschiedene Prozesse, die dann mit der Zeit darauf fokussierten, dass es eine Profession ist.

Es hat immer mehr gegeben. Es ist immer gewachsen und wächst bis heute. Allerdings auch eine Binnendifferenzierung. Aber insgesamt doch eine «Erfolgsgeschichte»? Genau. Aber gleichzeitig ist auch das Leiden gewachsen und hat sich aufgefächert. Ich bin in den 80er-Jahren dann ja an die Informationsstelle des Zürcher Sozialwesens gegangen, zuvor war ich zwei Jahre im Balgrist. Aber bei der Informationsstelle des Zürcher Sozialwesens mit Jürg Frauenfelder hat man versucht, zumindest für den Kanton Zürich, eine starke Koordination hinzukriegen. Man hat das Handbuch gemacht, man

hat Werkstätten gemacht, wo man sagte, Behördenmitglieder, Sozialarbeiterinnen und Arbeitgeber können kommen, aber nachher wird am Gleichen gearbeitet. Und eben zum Beispiel, nach dem Sozialhilfegesetz im Kanton Zürich, ich glaube 1979, wenn ich mich richtig erinnere, hat die Informationsstelle offiziell den Auftrag gehabt, die Leute zu schulen für diese neue Praxis. Wir haben Fallseminare gemacht mit Behördenmitgliedern. Das kann man sich ja heute fast nicht mehr vorstellen. Ich denke, dort wurde der Begriff Sozialarbeit immer klarer, und gleichzeitig musste man dafür kämpfen, dass er nicht beliebig wird. Und dann war ja immer auch noch die Frage, was denn Sozialpädagogik ist, was die Heimerziehung ist. Ist jemand, der in einem Jugendheim arbeitet, eine Sozialarbeiterin oder ein Sozialpädagoge oder ein Heimerzieher? Wir haben, auch als ich später Stadträtin war, alles gehabt. Im Amt haben wir die Bezeichnung Sozialpädagogin und Sozialpädagoge verwendet. Aber die Leute haben sehr unterschiedliche Berufsbezeichnungen mitgebracht.

Von Paula Lotmar gibt es ein paar Texte, in denen sie dies zu fassen versuchte. Und sie spricht ja dann noch relativ lange, also bis Ende der 70er-Jahre, von geschlossener und offener oder von ambulanter und stationärer Sozialarbeit. Das ist natürlich etwas am Medizinischen angeschlossen. Wir haben ja auch gesagt, wir dürfen in der Sozialarbeit nicht von Diagnose sprechen, sondern wird sprechen von diagnostischen Überlegungen. Und Therapie ist nicht die klassische Psychotherapie oder eine medizinische Therapie, sondern es ist ein Hilfeplan. Man hat dann versucht, die Begriffe etwas zu übernehmen, aber doch eigene zu schaffen.

In Luzern begann man 1959 mit dem ersten Kurs für weibliches Hilfspersonal im Heimwesen. So hat die heutige Höhere Fachschule für Sozialpädagogik angefangen. Dieser Kurs dauerte nur wenige Wochen. Ja. Und teilweise auch berufsbegleitend. Weil man das Personal brauchte. Sie haben gearbeitet und konnten sich dann irgendwie fortbilden. Das waren für die Heime auch eine Art Personal-Beschaffungsprogramme, und teilweise auch für Klöster, die Heime geführt haben. Daraus sind dann die Schulen entstanden, zum Beispiel Bremgarten im Aargau, wo ich es besser kenne.

Bremgarten bot, glaube ich, sogar die erste Vollzeitausbildung an im Behindertenbereich. Also eine völlig andere Entwicklung der «Sozialpädagogik» als beispielsweise in Deutschland. Ja, absolut.

Die Heimerziehung in der Schweiz hatte immer ein wenig ein Randdasein gefristet. Und an einen der ersten Befreiungsversuche kann ich mich selbst noch etwas erinnern. Während meiner Ausbildungszeit wurde an der Schule in Zürich für die Heimerziehung plötzlich der Begriff Sozialpädagogik eingeführt, ohne dass es curriculare Veränderungen gegeben hätte. Aber das war nötig, und es hatte teilweise auch Lohnkonsequenzen. Es war eine Schichtung passiert. Und man hat dann teilweise gesagt, die haben ja auch noch Kost und Logis. Man hat es dann immer wieder zu verwedeln versucht, doch es war eigentlich nicht klar, was was ist. Und ich habe dann auch begonnen, das muss ich auch eingestehen, mich nicht mehr Sozialarbeiterin zu nennen, sondern habe gesagt, ich habe Sozialwissenschaften studiert – je nachdem, wo ich mich präsentierte. Weil ich einfach merkte, der Begriff Sozialarbeiterin hatte etwas «Rotes», so ein wenig: Was machen die denn überhaupt, das ist ja gar keine Arbeit, das sind ja gar keine Arbeiter. Wir haben uns einfach nicht gut präsentiert, dünkt es mich. Heute nenne ich mich selbstverständlich wieder Sozialarbeiterin.

Wenn man noch weiter zurückgeht, so in die 20er-, 30er-Jahre: Da gab es ein grosses und stabiles Selbstbewusstsein bei den Fürsorgerinnen. Sie haben sich auch organisiert, haben Tagungen veranstaltet und waren international vernetzt. Es gab erste Versuche, sich mit Berufsverbänden zu vernetzen, allerdings gab es viele. Und mehrere Professionalisierungsversuche fanden statt, auch in Luzern, durch die Fürsorger-Abendschule. Und dann kam eine Art Einbruch, den auch die Abendschule Luzern mitgemacht hat. Man war sich zwar selbst schon bewusst, dass man etwas ist, aber getraute sich nicht, dies zu sagen – eine selbst auferlegte Bescheidenheit. Ja. Es war ein wenig wie Scham. Der Begriff tönt jetzt vielleicht etwas blöd. Aber eben, die 68er-Welle hat ein wenig zurückgeschlagen. Man hatte plötzlich das Gefühl, so, jetzt muss man aber wieder etwas seriöser werden – auch Arbeitgeber,

die solche Stellen ausgeschrieben haben. Heute reagieren die zum Teil wieder ganz anders. Franz hat kürzlich gesagt, es gehe um eine Gemeinde und Asylsozialarbeit. Da habe der Gemeindeschreiber gemeint: Ja, das macht nichts, dass sie Sozialarbeiter sind. Wenn sie nur kommen. Also quasi, es gibt Schlimmeres. Daran sieht man ein wenig, dass man stolz und selbstbewusst sagt: Ich bin Sozialarbeiterin oder Sozialarbeiter... Ich weiss nicht, wie es die Jungen heute haben. Machen sie es selbstverständlich? Schon?

Ich würde sagen, es ist sehr heterogen. Es gibt Leute mit einer gepflegten und ausgebildeten Berufsidentität, die sie auch adäquat präsentieren. Und es gibt aber auch solche, die schon in der Ausbildung ständig sagen, ich muss dies alles gar nicht lernen, für was auch. Die sagen mir ja dann schon, was ich machen muss. Ach, was soll man denn dazu sagen, das tut mir dann jeweils leid. Also ich hatte ja verschiedene Rollen. An der Abendschule war ich wie gesagt Mädchen für alles, ich bin aber auch Dozentin gewesen. Sehr schnell, dann musste man halt manchmal wieder einspringen. Und was ich gemerkt habe, ist – und deshalb habe ich dann auch noch die Akademie für Erwachsenenbildung gemacht – dass Soziale Arbeit schon auch das ist, was der andere denkt, was es ist. Du musst es also interaktiv entwickeln. Das habe ich spannend gefunden. Und danach bin ich ja in der Praxis gewesen, im Sozialdienst des Balgrist. Da hatte man mit Ärzten zu tun, mit Krankenpflegerinnen. Dort war es wichtig, dass wir weisse Arbeitskleidung («Schoss») trugen. Dann hat man dazugehört. Und am Schluss der Chefvisite sind die Sozialarbeiterinnen dagestanden und haben die Aufträge entgegengenommen: «Frau Huber wird entlassen am Samstag, schauen Sie, ob sie nach Hause kann, sie hat ja Kinder» und so. Ich habe dann noch das Wohnheim übernommen mit Schwerbehinderten. Und die haben bei mir wieder etwas anderes gesucht. Man hat schon gemerkt: Die Rolle definiert auch mit, was man ist. Das fand ich spannend. Ich war immer noch Dozentin an der Abendschule, und an diesen Dozententagungen begann ich mich aufzuregen. Das weiss ich noch. Es hat dann Psychologen und andere gegeben, die fanden, die Sozialarbeit werde überbewertet. Denn eigentlich komme das Grundlagenwissen ja von ihnen. Bei Max Hess

ist das nie so gewesen. Ich bin ja oft mit ihm nach Zürich gefahren und war auch mit ihm befreundet. Der hat seine Berufskollegen nie verstehen können. Man hat sich dort abzugrenzen begonnen.

Und dann ist das eingebrochen, dieser Pioniergeist, den wir miteinander entwickelt hatten. Weshalb, weiss ich eigentlich auch nicht. Und dann ist Hansueli Kneubühler gekommen. Da musste ich gehen. Ich konnte nicht mehr, ich fand, nein, das wird mir jetzt zu beliebig. Das will ich nicht. Ja, das war etwas schade. Aber dort ist eine Zäsur gewesen.

Dort, Ende der 70er-Jahre, ist sogar eine riesengrosse Zäsur gewesen. Ich bin zweimal von der Zürcher «Soz» gefragt worden, einmal von Silvia Staub und einmal von Antonni Wagner, ob ich nicht zu ihnen kommen wolle. Das hat mir etwas geschmeichelt, das gebe ich zu. Aber ich merkte, dass ich das nicht kann. Es ist ein solch anderer Geist. Das ist nicht meiner. Und sie haben gesagt, das gäbe eine europäische Perspektive und so. Einmal war ich nahe dran, zu sagen, ja, ich komme. Aber dann dachte ich wieder, nein, es ist einfach nicht meine Welt. Ich will Sozialarbeit machen, wie ich es glaube, machen zu müssen. Und ich habe dann beispielsweise das Jahr der Behinderten, oder einfach so Projekte, an die Hand genommen. Und die Behindertenkonferenz gegründet. Also wieder die Selbsthilfe, die Fachhilfe, die Organisationen und die Politik. Das ist immer mein Ziel gewesen. Die Problemlösung muss man zusammen entwickeln. Ich weiss gar nicht: Ist das heute immer noch? Weniger? Oder kommt es noch zustande? Also bei den Drogen ist es uns ja dann wieder gelungen.

Ich glaube, dass es ein Trend ist, weil ich gerne möchte, dass es ein Trend ist. Auf jeden Fall kann man das problemlos auch theoretisch fassen. Mit einer allgemeinen Handlungstheorie, die uns erklärt, wie menschliches Handeln funktioniert und wie professionelles Handeln insbesondere funktioniert. Und vor diesem Hintergrund kann man dann auch allgemeine normative Ableitungen generieren, die vorzeichnen, wie man das professionelle Handeln, das im Übrigen immer ein Problemlösungsfindungsprozess ist, steuern kann. Das denke ich schon auch. Nur befürchte ich, dass das immer mehr nur

noch im reflexiven Bereich eine Rolle spielt. Aber vielleicht bin ich da zu pessimistisch. Okay.

Andererseits müssen wir ja jederzeit bereit sein, unser Handeln – soll es denn professionell sein – zu rechtfertigen, und auch dadurch geschieht eine Steuerung, an der immer mehrere beteiligt sind. Also das eher projektmässige, eher kooperative, aber themenorientierte Herangehen an eine Sache, das immer wieder neu Organisieren von Handlungsplanungen, das sehe ich durchaus. Und eben auch eine Art theoretischen Rahmen, mit dem es sinnvoll ist, von verschiedenen Seiten her zu schauen, weil er es schafft, die gewonnenen Erkenntnisfragmente zu integrieren. Genau. Das ist ja kein Fachbegriff mehr heute, aber damals war er en vogue: «ganzheitlich». Im Sinne einer Problemanalyse, von Bewertungen und Methoden. Auch Silvia Staub natürlich, in ganz verschiedenen Dimensionen. Und dann aber auch wieder fokussieren, pragmatisch werden: Was ist jetzt behandelbar oder lösbar und was ist auf einer ganz anderen Ebene, wenn überhaupt, anzugehen? Ich glaube, das war schon ein ganz wichtiger Punkt. Und ich meine, bei der Infostelle habe ich natürlich einen tollen Job gehabt. Ich konnte Kurse geben. Oder ich habe zum Beispiel mit Paula Lotmar ungefähr zehn Mal den Kurs «Sekretärin sein in einer Sozialen Organisation» gemacht. Da war es uns wichtig, den Frauen – ganz wenige Männer gab es nur – zu sagen, was Sozialarbeit ist. Und dass sie beispielsweise am Telefon oder am Empfang eine ganz wichtige Funktion haben in der Haltung und der Gesprächsführung, um die richtigen Wege einzuschlagen. Und das hat diese gestärkt. Die sind zwei Zentimeter gewachsen. Das haben wir sehr gerne gemacht. Ich denke an solche Sachen. Das war mir immer auch wichtig. Weil ich denke, dass Sozialarbeit schon auch ein vernetztes System ist in seinem Handeln.

Ja, und es ist wirklich auch eine Bedingung für die Profession und die Disziplin. Wenn man sich das so auf die Fahne schreibt, dann braucht es allerdings noch mehr: sozialarbeitswissenschaftliche Forschung. In Amerika, Kanada und einigen nordeuropäischen Ländern ist das auch schon so organisiert, seit 20 bis 30 Jahren. Wenn du jetzt sagst, dass du Sozialwis-

senschaftlerin bist, dann sagst du auch, dass du einen Gegenstand und eine Gegenstandsbeschreibung und -erklärung hast. Und du sagst auch, dass du einen Handlungsapparat oder Methodenapparat hast, und sehr wahrscheinlich auch ein entsprechendes Werte-Gebäude. Und wenn man dies nicht hat, wenn man nicht «Soziale-Arbeit-Wissenschaftlerin» sein kann, dann sind wir keine Profession und keine «Soziale-Arbeit-Disziplin». Ja. Eben, genau. Und ich glaube – ich weiss ja nicht, wie es jetzt ist, zum Beispiel an der Züricher Hochschule oder an anderen – ich habe einfach, als es nicht mehr ging in Luzern, ein wenig einen Bruch erlebt. Gut, meine Rolle hat sich ja dann auch verändert, als ich in die Politik ging. Dann bin ich ja auch manchmal etwas der «Feind» gewesen. Es gibt natürlich schon Funktionen, wo du wieder eine Hilfsfunktion einer staatlichen Macht bist. Und wo mir auch Leute sagten, ja aber du bist doch Sozialarbeiterin. Wo ich dann sagen musste, ja, schon, aber Sozialhilfegesetz ist Sozialhilfegesetz und Vormundschaftsrecht ist Vormundschaftsrecht. Doch wie wir es machen und wie wir es noch weiter ausgestalten, da können wir unsere Profession einsetzen. Aber wir können nicht die Profession über den Rahmen stellen.

Ja, das ist beliebig. Die Rolle, die man einnimmt, verlangt nach einer Rollenerfüllung. Und wenn dann genau das zum Vorwurf wird, dass die Politikerin ihre Rolle erfüllt, ohne ihre Berufshaltung zu verlassen, dann blendet man genau das aus und erfüllt dann die eigene Rolle in der Funktion des Sozialarbeiters, der Sozialarbeiterin nicht, nämlich nach Handlungsmöglichkeiten im gegebenen strukturellen Rahmen zu suchen. Genau. Ich meine, was sich schon verändert hat, ist, dass wir vom Obrigkeiten-Staat doch näher zum Fürsorge-Staat gekommen sind. Wo man mal ein bisschen besser schaute. Und danach ist der Wohlfahrts-Staat gekommen. Möglicherweise hat man da etwas übertrieben. Und dann würde ich sagen, dass als ich in die Politik kam, dann der aktivierende Sozialstaat gekommen ist. Das war das Credo: Du hilfst nicht nur, sondern du schaust, dass die Menschen wieder auf die eigenen Beine kommen. Arbeitslose werden weitergeschult. Auch bei den Sozialhilfeempfängern schaust du, dass sie wieder Boden fassen können ...

... im Sinne von Ermächtigung ... Ja, natürlich. Nicht um sie zu massregeln. Und plötzlich – aber ich weiss eben nicht, ob es plötzlich ist, und da frage ich mich immer wieder – ist das gekippt. Jetzt sind wir wieder zum Obrigkeiten-Staat gekommen, der wieder den Tarif durchgibt. Ich habe es mit der Kampagne der «Weltwoche» erlebt: Das war eine klare Strategie, die «Aktivierung» als «Aktivierungs-Zeug» zu diffamieren und umzukehren in ein Malus-System, im Sinne von: «Und bist du nicht willig.» Und dort ist etwas passiert.

Ja, also, ich weiss nicht. Ich sehe das mit dieser Phase des «aktivierenden Sozialstaates» nicht. Ich habe das nicht gesehen. Es hat diese Zwischenphase nicht gegeben. Das war immer ein ökonomistisches Prinzip. Es war von Anfang an ein ökonomistisches Prinzip, das hat mit der Globalisierung zu tun und mit der Wirtschaft. Und nicht der Obrigkeits-Staat ist wieder neu erstanden, sondern der Staat ist schwach geworden. Er hat sich diesen globalen Prinzipien unterworfen. Gut, das spielt natürlich hinein.

Und ich denke, dass wir dies einfach verschlafen haben. Uns war es zu wohl im Wohlfahrtsstaat; es lief uns zu einfach. Wir haben nicht genau hingehört. Plötzlich sprach der «Managerialismus» auch von Innovation. Und wir fanden: Cool, Innovation, das ist doch unser Ding, das haben quasi wir erfunden. Und wir merkten nicht, dass die damit was ganz anderes meinten. Man hat gesagt, das sind ja eigentlich unsere Innovationen, und so Begrifflichkeiten ... Wir haben nicht gemerkt, dass diese Begrifflichkeiten umgedeutet werden. Und von daher sehe ich diesen Zwischenschritt gar nicht. Das war ja die Zeit, in der es viele Arbeitslose gegeben hat. Auch wegen des wirtschaftlichen Strukturwandels. Und wenn man in einer Stadt Zürich davon ein paar Tausende hat, auch Junge, dann kommt man fast zum aktivierenden Sozialstaat. Ich konnte dort mit den Arbeitgebern und den Ausbildungsstätten verhandeln, dass sie ihnen Chancen geben. Das wäre das Ziel gewesen. Und nicht zu sagen, du musst jetzt wieder rentieren. Das war nicht mein Ziel. Oder dass wir beispielsweise sagten, gemeinnützige Arbeit ist auch Arbeit, diese wird auch honoriert ...

Also das will ich ja damit nicht sagen. Das ist ja auch für mich in die richtige Richtung gegangen. Aber es ist nicht «übergekommen» ...

Genau, das ist es nicht – heute würde man sage, es ist nicht «nachhaltig» gewesen. Nein, überhaupt nicht.

Ich möchte nun noch auf einen anderen Punkt zu sprechen kommen. Ich denke, das Bildungswesen und das Bildungssystem und deren Entwicklungen haben in der Entwicklung der Sozialen Arbeit auch noch etwas mitzureden gehabt. Wie haben Sie das erlebt? Ich habe ja, sobald ich da im Amt war, gesagt, es kommen nur noch ausgebildete Fachleute – wenn immer möglich jedenfalls, es geht ja nicht immer –, ob jetzt ins Vormundschaftswesen oder in die Sozialhilfe oder in die Jugendhilfe, also, dass Sozialarbeiterinnen oder Sozialarbeiter kommen. Und das konnten wir fast immer durchziehen. Ich habe auch gesagt, bei neun Sparpaketen in vierzehn Jahren, da ist «nichts Neues unter der Sonne». Und ich habe gesagt, wir nehmen immer auch Praktikantinnen und Praktikanten. Das gehört einfach zur Professionalität. Und da konnte ich mich auch durchsetzen im Stadtrat. Was ich dann aber merkte, ist, dass es zu einer Art Schichtung kam. Also zum Beispiel die Schule in Zürich, um das deutlich zu sagen, sind die Besseren bzw. haben gemeint, sie seien die Besseren. Und solche, die von St. Gallen, Luzern oder von wo auch immer kamen, das war die anderen ... Doch das hat überhaupt nicht gestimmt. Aber aus den einzelnen Ausbildungsstätten heraus ist ein Geist gekommen, der in erster Linie Differenzen geschaffen hat. Jede Schule gab vor, die besten Absolventinnen und Absolventen zu haben. Doch die fachliche Qualität, vor allem dann beim Change, als wir diese Sozialzentren machten, das Fürsorgeamt und Jugendamt auflösten und regionale Aufteilungen machten ... Da ist natürlich schon etwas entstanden von denjenigen, die das Gefühl hatten, mit mir nicht. Oder auch Abteilungsleiter, die zum Widerstand aufgerufen haben. Und selbst auch gemacht haben. Und andere, die gefunden haben, so lässig. Jetzt habe ich mal verschiedenes, jetzt bin ich in einem Team. Also dort ist aus meiner Wahrnehmung viel passiert. Aber das ist jetzt organisationsspezifisch im Sozialdepartement so – an anderen Orten ist es vielleicht anders.

Sehe ich das richtig, Sie meinen, dass die Schulen ein Gesicht bekommen haben? Man musste nur sagen, ich komme von dieser Schule und man wusste, wie/wer das ist? Ich kann mir schon vorstellen, dass es das eine Zeit lang gab. Aber hat sich das nicht auch wieder nivelliert? Ja, ich glaube schon.

Hat das vielleicht mit «Bologna» oder mit dem Stufenwechsel zur Hochschule zu tun? Ich weiss es nicht. Vielleicht ist das heute tatsächlich nicht mehr so. Aber in den 90er-Jahren und den 00er-Jahren war das schon ein Thema. Und natürlich hat es dann auch Seilschaften gegeben. In einer grossen Organisation, wenn dann mal eine gute Chefin oder eine gute Teamleiterin da ist, sagt sie, du, komm doch zu uns. Das ist ja auch gut, es rekrutiert sich dann ein wenig von selbst. Und trotzdem musste man schauen, dass es nicht Insider-Strukturen gibt, welche dann quasi sagen, so, wie wir Sozialhilfe machen, ist es richtig und was diejenigen in dem Zentrum machen, ist falsch. Aber ich glaube, das läuft heute eigentlich nicht schlecht, würde ich sagen. Obwohl ich manchmal eine Sorge habe und denke, die Sozialhilfe, welche man heute macht, könnte auch wieder ein emphatischer, administrativer Mensch machen. Da brauchte es keine Sozialarbeiter. Es ist wirklich das Befragen von Fakten, das Schauen, ob nicht beschissen wird, und das Zusammenrechnen, was sie zugute haben. Also, das ist jetzt etwas pauschal. Aber das ist mir zu wenig.

Eben, es hat mit den Organisationen zu tun, aber auch mit dem Beruf. Und mit der Politik!

Das ist klar, natürlich. Aber welche Rolle spielt denn hier jetzt wirklich die Profession, der Beruf, die Community? Warum obsiegt so eindeutig die Organisation und nicht die Profession? Sie wehrt sich nicht! Als die Kampagne der «Weltwoche» losgegangen ist, habe ich mit dem Stadtrat gesprochen. Dann haben sie gesagt: «Wir geben dir 50'000 CHF «à fonds perdu». Damit du mit der SKOS, mit der SODK, und schau noch mit wem sonst, eine Gegenkampagne machen kannst.» Und ich habe geweibelt und bin an die Organisationen herantreten. Und auch die Städteinitiative noch, dies war die dritte. Und alle haben gesagt: «Ja, ist schon verrückt, aber ... jäh ...» Und

im Hintergrund natürlich, «Gott sei Dank erwischt es Zürich und nicht uns». Aber wir haben einfach auch kein Lobbyverständnis. Also, dass wir dort gesagt hätten, jetzt stehen wir mal gemeinsam hin. So ist Soziale Arbeit nicht, und so ist auch Sozialhilfe nicht. Es sind 2 Prozent, die beschissen, aber nicht 99 Prozent. Ich konnte dies ja nicht mehr machen. Wenn man im Fokus einer Kampagne ist, kann man das nicht mehr machen. Und das hat mich dort auch sehr enttäuscht. Da habe ich gedacht, gopf, sind wir jetzt noch nicht weiter? Dass jetzt die Stakeholder, wie man auf Neudeutsch sagt, hinstehen und zum Beispiel eine grosse Pressekonferenz machen und sagen würden, schaut, so läuft Sozialarbeit. Und das erreicht Soziale Arbeit. Ist das denn nicht möglich? Ich glaube, das ist bis heute nicht möglich. Doch das wäre auch eine Frage der Professionalität. Ein Berufsverständnis zu haben, wo ich mich nicht sofort klein machen lasse. Und das ist nicht gekommen! Zum Beispiel der Ärzteverband – man könnte dort nicht sagen, das sind alles «dumme Lapis»! Die würden also anders ... Das ist mit unserem Beruf noch nicht passiert. Ein solches Verständnis, dass wir uns nicht sofort unterkriegen lassen. Und ich habe es natürlich dort sehr direkt erlebt. Aber ich glaube, das ist bis heute so, oder?

Ja, vermutlich haben Sie recht, wir sind tatsächlich noch nicht sehr weit. Ich sehe aber auch, dass die Streuung riesig ist. Es gibt auch vielversprechende Ansätze und dann wieder so Sachen, wo ich denke, das darf doch nicht wahr sein, sind wir immer noch nicht weiter? Und manchmal bin ich mir nicht sicher, ob das jetzt ein Fortschritt oder ein Rückschritt ist. Zum Beispiel aktuell: Dass man ernsthaft die Debatte – zum x-ten Mal – lancieren will (und dann noch findet, das sei jetzt der ultimative Hit): «Ist Soziale Arbeit politisch?» Läuft da nun etwas massiv schief oder müsste ich mich freuen und sagen, endlich ... Falsch, ja. Da gibt es ja gar keine Frage.

Ja, mir ist schon klar, eigentlich geht es um die Frage, was eigentlich hinter dieser Frage steckt: Weshalb diese Frage? Weshalb jetzt? Ja, genau.

Oder das erlebe ich momentan auch im Zusammenhang mit der Berufsethik. Sehr viele Leute, junge Leute finden, ja, das

muss ethisch 100 Prozent stimmen, und sie argumentieren in mühevoller Kleinstarbeit von dort her, bis hin zu anderen, wie ich vorhin schon sagte, die das überhaupt nicht kümmert. Aber nochmals zurück zur Frage der Lobby-Arbeit und der FMH. Der Schweizerische Berufsverband ist, je nachdem, wie man es rechnet, maximal zu einem knappen Drittel organisiert. Dieser Organisationsgrad ist katastrophal, zumal in einem politischen Konkordanzsystem ... Der VPOD ist wahrscheinlich nicht viel besser ...

Ja gut, in einer Gewerkschaft ist es wieder anders, dort ist es fakultativ, ein individuelles Arbeitsverhältnis, das man eingeht und wo man möglicherweise mal Unterstützung brauchen könnte. Aber in einer Profession wäre es eigentlich obligatorisch, weil es sonst nicht funktioniert. Es gibt keine andere Community, die für deine eigene Community eintreten würde. Aber das geht irgendwie nicht rein, dass man dies muss, dass dies dazugehört. Das ist die Frage, ob ich dazugehöre oder nicht. Genau, und wie identifiziere ich mich mit dem Ganzen. Ich kann mich ja mit meiner Stelle identifizieren oder mit meiner Klientin oder Klienten oder mit was auch immer. Aber ob das auch eine Identität schafft? Ich denke, es gibt ja ein paar Sozialarbeiterinnen oder Sozialarbeiter, die dann auch in die Politik gegangen sind. Und auch dort habe ich manchmal andere Erwartungen. Klar, das kann man immer sagen. Aber ich nehme das Beispiel, es war ja das Drogen-Thema. Und dann gab es einen Vorstoss, mit Fürsorgerischem Freiheitsentzug die Leute vom Letten zu nehmen. Da habe ich wirklich relativ einfach sagen können, dass das weder aus professionellen noch aus berufsethischen Gründen geht. Dass es auch juristisch noch umstritten ist, ist nochmals etwas anderes. Aber der Staat darf nie Zwangsmassnahmen, ordnungspolitisch, blablabla ... Also das ist in diesem Fall schnell geglaubt worden. Also geglaubt worden ... Viele haben gedacht: ja, die wieder. Oder als der Mord dieser Frau geschah, mit der KESB und so. Da hätte ich mehr erwartet. Wir werden immer gleich defensiv. Dass jemand sagt, dass es gute Gründe gibt, die Kinder nicht zur Familie zu lassen, auch wenn dies naheliegend scheint. Auch etwas, so mit einer Gelassenheit, nicht aggressiv, sachlich, dass man sagt, das ist aus berufspolitischen Überlegungen richtig und dass

man das fachlich begründet ... Oder wie oft wurde ich angegriffen, manchmal im Tram, und es wurde gerufen: Die hat mir die Kinder weggenommen. Ja, das ist so, wenn du auch Obergkeitenaufgaben hast. Aber du musst es legitimieren und kannst es ja auch.

Eben, und was auch immer extrem schwierig ist – gut, ich muss sagen, ich bin halt in der Grundausbildung und das ist vielleicht auch ein etwas enger Blick – bei diesen Themen, die so nahe beim Leben und beim Alltag sind: switchen zu können und zu sagen, dies ist meine private und dies ist die fachliche Einschätzung. Und die fachliche erleben viele der Studierenden als total aufgesetzt. Was es auch ist. Weil es noch nicht intus ist bei ihnen. Und sie fühlen sich sehr viel sicherer in ihrer privaten Argumentation ... Ja, klar. Mit dieser hat man ja 25 Jahre gelebt und hat sich damit identifizieren können. Aber dafür macht man ja die Ausbildung.

Ja, da bin ich eben nicht so sicher. Nicht alle finden die Ausbildung die richtige Lösung. Wenn die dazu führt, dass man eben den zukünftigen Fachleuten der Sozialen Arbeit ein Instrument in die Hände gibt, mit dem sie dann fachlich argumentieren können, dann wird es möglicherweise für die Entscheidungsträger gefährlich. Die sollen nur bei ihren privaten verinnerlichten Argumenten bleiben, dann kann man sie leichter schlagen. Aha, ist das so?

Ich erlebe diese Haltung aufseiten der gesellschaftlichen Entscheidungsträger immer wieder, ja. Auch aufseiten der Arbeitgeber oder aufseiten der Praktikumsstellen? Dort kommt es dann wahrscheinlich ...

Was ich da auch immer wieder höre: Ja, du verstehst ja von der Praxis sowie nichts, das läuft dann ganz anders in der Praxis. Also halt dich da raus. Ja gut. Das Leben ist immer nochmals anders. Aber das ist ein blöder Spruch, das stimmt mit allem.

Ich meine, alle, die gelassen hinstehen können, argumentieren fachlich. Und umgekehrt, wenn du fachlich argumentierst, entlastet dich das emotional. Auch im Kleinen. Ich habe das

mal erlebt, noch in der kleinen Schulleitung. Wenn da etwas diskutiert wurde – die Psychologin hat etwas gesagt und der Jurist hat etwas gesagt, und am Schluss ist der Soziologe noch gekommen und sagte, ja aus der Sicht der Soziologie ist es so und so. Und alle haben beeindruckt genickt. Und dann habe ich junger Schnösel gesagt, und aus der Sicht der Sozialen Arbeit ist es so und so. Und dann haben sie aber hingehört?

Nein, sie haben alle gelacht. Es haben alle gemeint, ich mache den Soziologen nach. Das war etwas im Leitungsgremium der Schule für Soziale Arbeit, das einfach nicht selbstverständlich war, dass auch in der Sozialen Arbeit fachlich argumentiert wird, gegen innen wie gegen aussen. Und eben jetzt auch bei dem Bashing bei der Sozialhilfe vermisse ich dies. Auch bei der SKOS ...

Aber immerhin: Nur das erste Mal haben sie gelacht. Ab dann haben sie sich vielleicht manchmal genervt, dass jetzt auch noch eine zusätzliche Fachmeinung reinkam. Aber es wurde normal, vielleicht auch mit der Zeit akzeptiert, und wer weiss, insgeheim vielleicht sogar geschätzt. Das ist doch ein schönes Schlusswort.

Und es war nicht so geplant. Am Schluss möchte ich Ihnen sehr herzlich danken für dieses überaus reichhaltige Gespräch. Danke!



**Monika Stocker**, geb. 1948, ist Sozialarbeiterin (lic. phil.), dipl. Erwachsenenbildnerin und hat einen Master in Angewandter Ethik. Sie hat einen Fähigkeitsausweis Fachjournalismus des MAZ. Sie hat 1968 bis 1973 an der Universität Freiburg studiert und war 1970 bis 1978 Dozentin und Mitglied der Schulleitung der Fürsorger-Abendschule Luzern. Monika Stocker arbeitete in verschiedenen Feldern der Sozialen Arbeit und dozierte an verschiedenen Ausbildungsstätten. Sie war 1987 bis 1991 Nationalrätin sowie 1994 bis 2008 Stadträtin von Zürich. Sie leitete das Sozialdepartement. Heute führt sie ein Atelier für strategische Beratung und Coaching und hat verschiedene Lehraufträge sowie diverse ehrenamtliche Aufgaben. Sie ist Autorin mehrerer Bücher. Sie ist verheiratet und Mutter von zwei erwachsenen Kindern, hat zwei Enkelkinder und engagiert sich in der GrossmütterRevolution.